Neujahr bei den Kalmücken.

Von Hedda von Schmid.

Die Kalmücken, die in der südrussischen Steppe, an der Wolga nomadisieren und sich zum Buddhismus bekennen, feiern alljährlich vier große Feste, welche man als die Feste der vier Jahreszeiten bezeichnen kann, da sie in das Frühjahr, in den Sommer, Herbst und Winter fallen.

Das Winter- oder Neujahrsfest heißt „Sullah" und wird Anfang Dezember begangen. Es wird zugleich als das Geburtsfest eines jeden Kalmücken betrachtet, denn bei seiner Geburt gilt ein Kalmückenkind als bereits ein Jahr alt und feiert am nächsten Sullahfest, auch dann, wenn dieses am folgenden Tage stattfindet, seinen zweiten Geburtstag.

Die Kalmücken haben eine andere Zeitrechnung wie die gebildeten europäischen Völker: sie messen die Zeit nach Perioden, die aus je 60 Jahren bestehen; ein jedes Jahr hat aber auch nicht mehr oder weniger als 12 Monate, welche sämtlich Tiernamen haben. So heißt der Dezember „Barsch", der Januar „Hase", der Februar „Drache" usw. Auch die Jahre selbst haben besondere Namen, die etwa auf folgende Weise zusammengesetzt werden: ein Jahr heißt der „Wasserdrache", das nächste der „Eishase".

Die kalmückische Priesterschaft nomadisiert in Zelten, welche immer in einer größeren Anzahl beisammen stehen und mit dem Sammelnamen „Hurull" bezeichnet werden. Dort werden die großen Jahresfeste mit besonderem Pomp und unter allerhand religiösen Zeremonien gefeiert. Das Volk der Kalmücken ist in zahlreiche Stämme eingeteilt, jeder Stamm besitzt seinen eigenen Hurull. Warum das Sullahfest, das mit dem russischen Neujahrsfest in gar keiner Verbindung steht, just Anfang Dezember begangen wird, darüber existieren keine sicheren Daten. Wie es heißt, soll es zur Erinnerung an den Geburtstag eines großen buddhistischen Gesetzgebers gefeiert werden.

Am Vorabend des Festes werden von den Priestern aus den Zelten, in welchen der Götzendienst abgehalten wird, große, mit weißen baumwollenen Tüchern bedeckte Tische aufs freie Feld hinausgetragen und in einiger Entfernung vom Hurull aufgestellt. Die gläubigen Beter, die aus allen Gegenden der weiten Steppe zum Fest herbeigeströmt sind, bringen kleine, runde, aus Weizenmehlteig geformte Schälchen, die mit Oel gefüllt sind und in welchen ein Docht steckt.

Ein jeder dieser aus Baumwollenfäden hergestellten Dochte besteht aus ebensoviel Fäden, wieviel Jahre der Besitzer des Schälchens zählt.

Jeder Familienvater, der das Sullahfest begeht, hat ebensoviel Schälchen aufzustellen, wieviel Häupter sein Zelt birgt. Während vor den Altären dem Buddha und anderen Götzen Opfer in Gestalt von Mais- und Reiskörnern, von Geldmünzen und Muskatnüssen dargebracht werden, während die andächtige Menge Gebete murmelt, zünden die Priester die Dochte in den Oelschalen an; brennt ein Flämmchen hell und ruhig, so ist es ein Zeichen, daß das kommende Jahr für den, dem der Docht gehört, ein in jeder Beziehung glückliches sein wird; flackert das Lichtchen jedoch, oder erlischt es gar, so gilt das als ein böses Omen, deutet auf Krankheit und Unglücksfälle, wenn nicht gar auf Tod. — —

Nach und nach flammen überall auf der Steppe und in allen Hurulls und in den „Hotons", (wie die gewöhnlichen Zeltkomplexe heißen) Lichter auf... die Priester vervollkommnen die Illumination, indem sie auf dem hölzernen Ring an der Spitze des Zeltdaches Schälchen mit brennenden Dochten befestigen...

Die schneelose Steppennacht ist frostklar — die Wintertage in jenem Klima sind mild, die Nächte dagegen recht kalt. Diese Illumination in der öden Ebene ist von einer eigenartigen poetischen Wirkung.

Allmählich geht die religiöse Feier in eine weltliche über... Der reiche Herdenbesitzer, der kalmückische Edelmann, hat die fettesten unter seinen Schafen schlachten lassen — es wird Ziegeltee und Schaffleischbrühe bereitet, man nascht von den in Fett geschmorten kleinen Kuchen aus Weizenmehl, trinkt süßen Likör, der im nächsten Russendorf vom Schankwirt erstanden ist, und den selbstgebrauten Wermutbranntwein, den die Kalmücken, trotz seines fürchterlichen Geschmacks, allen anderen Getränken vorziehen.

Auch die Armen unter den Kalmücken, die als Arbeiter auf den Fischereien an der Wolga und am Kaspisee kümmerlich ihren Lebensunterhalt erwerben, schlachten am Sullahfest ein Lamm... Man besucht einander in den benachbarten Zelten, die Klänge des primitiven Musikinstruments, der hölzernen „Balalaika", werden laut, und während die Dochte in den „Sullah-Schälchen" mit kleinen Flämmchen brennen, daß es aussieht, als wären unzählige Glühwürmchen über die Steppe verstreut, steigert sich die Fröhlichkeit in den Zelten.

Man beglückwünscht einander zum neuen Jahr, man tanzt den unschönen Nationaltanz, der eigentlich nur aus Gliederverrenkungen besteht, man singt in langgezogenen Tönen recht unharmonisch, wie die Musik der Kalmücken überhaupt ist.

Allerhand Gener der Steppe, durch den Feuerschein herangelockt, schleicht herbei, gedeckt durch hohe Dornenbüsche und Wermutstauden — — auf einem entfernteren, sanft ansteigenden Hügel lugt ein hungriger Steppenwolf nach Beute aus... er wagt sich jedoch nicht bis zu den Schlafhürden heran, die sich in unmittelbarer Nähe der Zelte befinden.

Ueber einem See, den eine ganz dünne, glitzernde Eisschicht bedeckt, steigt langsam der Mond empor — er sieht bleich aus, denn die Illumination zu Ehren des Sullahfestes beherrscht heute die winterliche Ebene.

Das Gebet in den Zelten der Priester ist verstummt, ein Flämmchen nach dem anderen erlischt... Die Frauen auf den Götzenbildern, die im Feuerschein noch unnatürlicher ausgesehen haben, sind von Finsternis umhüllt...

Im trockenen, gelben Schilf am Seeufer kreischt ein Wasserrogel... Allmählich erstirbt die Helle... Die monotone kalmückische Tanzweise verstummt — — in ihrer wunderbaren Majestät, die Größe der Natur überwältigend offenbarend, schön in ihrem nächtlichen Schweigen, das Silberlicht des Mondes über sich, ruht die Steppe, bis ein blasser Morgen aus dem dunstartigen Gewölk, das sich im Osten zusammenballt, emporsteigt.

— Sonderbare Ganzart. Prosit Neujahr, Herr Meyer!
Ah — Prosit Neujahr, Herr Nachbar, gehen Sie denn auch schon nach Hause? ...

In der Kriegsküche.

Skizze von Lenelotte Winfeld.

„Was jibt et denn heute?" — Vater Tomsen schob die Pfeife, von der er sich selbst beim Essenholen nicht trennte, in den linken Mundwinkel und machte einen langen Hals. Man konnte durch die blanken Scheiben in die „Kriegsküche" der Villa sehen.

„Graupen mit Würsten," lachte die dicke Fensken, ihre Nase schnuppernd in die Luft hebend.

„Na, Fensken, bei Ihn' sieht man wenigstens, wo det Essen bleibt!" neckte die magere Nachbarin der dicken Frau.

„Darum brauchen Se mir aberst nich zu drängeln," gab die Dicke zurück. „Man kommt Se doch nich. Mit Ihre Nr. 121 —" — sie tippte herausfordernd auf die Pappmarke in der Hand der Mageren — „könn' Se keene Bilder raussieden."

„Natürlich, Fensken, Sie sind immer Nr. 1!" schrie es aus der Reihe der Wartenden.

„Kinder, seid bloß ruhig!" ermahnte die Dicke. „Gleich wird da in de Villa de Türe uffjemacht. Ick stehe mir schonst die Beene in'n Leib."

Sie sah sich plötzlich verdutzt um. Die da durch die Gittertür der Villa kam, war doch keine andere als die Schwoopen! — Was wollte die denn hier? —

„Sowat ähnlichet," knurrte die Dicke. Sie warf die Oberlippe auf und antwortete von nun an auf keine der an sie gerichteten Fragen mehr.

„Die arme Schwoopen!" flüsterte es hinter ihr. „Wie elend sie ist! — — Keen Wunder! — Erst stürzt ihr de kleene Irete aus't Fenster, un nu kriegt se de Nachricht, det ihr Mann in Frankreich jefallen is."

Vorsichtig schielte die Fensken nach dem Gesicht der Frau, mit der sie seit Jahren erbitterten „Krieg" führte. Wahrhaftig, ganz „vermiesert" sah die Schwoopen aus, die es früher an Rundlichkeit mit ihr, der dicken Fensken, aufnehmen konnte. Die sonst so blanken Augen — blank wie die Glaskugeln, mit denen die Schwoopen auf dem Markt handelte — schauten umflort. Das schwarze Kleid ließ sie unheimlich blaß erscheinen.

Etwas Warmes stieg in Frau Fenskes Brust auf. Mitleid mit ihrer geschworenen Feindin? — Mit jähem Ruck wandte sich die Dicke ab.

Den Kiesweg entlang, der um das Haus herum in den großen Garten führte, rollte, gleißend im Sonnenschein, ein roter Ball. Eine Kleine in weißem Mäntelchen rannte hinterdrein, daß ihre langen Locken nur so flogen. Vor der stillen, blassen Schwoopen, die als Letzte ein wenig außer der Reihe stand, machte der Ball Halt und legte sich wie ein gehorsamer Hund zur Ruhe.

Die Frau hob ihn auf und reichte ihn mit einem müden Lächeln der Kleinen. Die sah aus großen, freundlichen Augen in das verhärmte Frauengesicht. „Hast Du nicht ein kleines Mädchen, das mit mir spielen kann?"

Da legte die Frau die Hand über die Augen und fing an zu weinen. Im Nu entwickelte sich die Reihe der Wartenden zu einem Knäuel, der die Schwoopen umringte. Jeder spendete in seiner Weise Trost.

„Dat is nu all nich anders," sagte Vater Tomsen. „Lassen Se 't jut sin. Een Kind hat Ihn' der liebe Jott ja noch jelassen. Un Ihr Mann is doch als Held jefallen."

„Immer!" sekundierte ihm die magere Nachbarin der dicken Fensten. „Beinahe hätt' er 't „Eiserne" weqjehatt. — Un wejen det Kleene, Schwoopen — —"

„Is 'n janz leichter Dot, son Raunfallen," meinte eine andere.

„Ja, wenn's nich von ne Jranate in", fiel eine Dritte ein. Sie hatte nur Brocken des Gesprächs erhascht und ihre Phantasie weilte auf dem Schlachtfelde.

Das weiße, kleine Mädchen mit den langen Locken, das für eine Weile verschwunden gewesen, tauchte am Ende des Kieswegs auf. So schnell ging diesmal ihr Laufen nicht, denn beide Aermchen hatte die Kleine voll rotbäckiger Aepfel. Sie drängte sich durch den Knäuel der Wartenden. Willig öffnete sich ihr eine Gasse.

„Da —!" rief die Kleine, reichte der Schwoopen die Aepfel hin — „damit du nicht mehr weinst —!"

Die umstehenden Frauen suchten nach ihrem Taschentuch. „Nee, is die aber jut —!"

Frau Fensken hatte mit scheelen Augen dem großen Trösten zugeschaut. Sie kam sich so ausgestoßen vor. Alle durften der armen Schwoopen ein gutes Wort sagen. Sie allein mußte abseits stehen. Warum? — weil die alte, dumme Feindschaft sie trennte.

Seltsame Gedanken kamen der Frau. Sonst hatte sie Stein und Bein darauf geschworen, daß weiter keiner als die Schwoopen an dem „Klamaul" schuld war. So einen losen Mund, wie die hatte! — Jetzt mit einem Male fiel ihr ein, daß sie auch etwas Anständiges im Schimpfen leisten konnte.

Und überhaupt — — — es war doch Krieg! — Ihr Mann stand ja auch im Felde. Er hatte zwar gestern erst geschrieben. Aber wer weiß, ob es ihn nicht noch ebenso gehen würde, wie der Schwoopen. „Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen —" —

Die Küchentür im Erdgeschoß der Villa knarrte. Eine freundliche Helferin in weißer Aermelschürze erschien auf der Schwelle. „Nun sind wir fertig! — — Nummer Eins —!"

Frau Fenske drängte sich vor. Der große Eßkessel dampfte und brodelte. Die Gesichter der Damen, die hier für die Armen sorgten, strahlten vor Eifer und Befriedigung.

Tiefsinnig sah die Dicke zu, wie man ihren riesigen Topf füllte. Die Schöpfkelle mußte vielmals hin- und herwandern. Drei hungrige Mäulchen waren daheim zu stopfen. Die Fensken paßte auf. Es gab wirklich Graupen mit Würsten.

„Nummer Zwei —!" Das war Vater Tomsen.

„Nummer Drei —!" Das war die Schwoopen. —

Frau Fensken wartete am Gittertor. „Ach Vater Tomsen, könn' Se mer nich mal Ihr Messer borjen?"

Der Alte krabbelte das riesige Messer aus seiner Hosentasche heraus. „Wat woll'n Se damit?"

Die Dicke antwortete nicht. Mit dem langen Dolch angelte sie ein Würstchen aus ihrem Topfe. Gerade, als sie damit fertig war, langte die Schwoopen am Tore an.

„Schwoopen" — die „geschworene" Feindin, verstellte ihr den Weg. — „Wie is et denn mit die Wurst? — Meine Jören ham doch jenug."

Dem Vater Tomsen fiel vor Erstaunen die Pfeife aus dem Munde — ein noch nie dagewesener Fall! — Frau Schwoop stand und starrte ihre Feindin an.

„Et is man von wejen den Krieg," fuhr die Dicke eifrig fort. „Wo unsre Männer für't Vaterland sterben, wat wollen wir uns da zanken? — — Komm'n Se, Schwoopen, woll'n uns verdragen!"

Und ehe sich die Schwoopen aus ihrer Versteinerung gelöst hatte, plumpste die Wurst, die Friedenswurst, in ihren Topf. Die Graupensuppe spritzte hoch auf. Sie war heiß und brannte auf den Fingern. Das brachte die Schwoopen zu sich.

„Haben ooch recht, Fensken," sagte sie in so sanftem Ton, wie ihn niemand der berüchtigt scharfen Stimme der Frau zugetraut hätte. So'n Streit paßt nich in unsre Zeit."

„Un wenn Se uff'n Marcht jeh'n" — die Fensken glühte vor Versöhnungsfreude — „ick nehme Ihr Jeorchen recht jern. Wo dreie sin, is ooch Platz vor en viertet. Wär'n wa bloß frieher vanüftich jewor'n, denn lebte die Irete noch."

Friedlich nebeneinander trollten die beiden versöhnten Frauen mit den braunen Eßtöpfen die Vorortsstraße hinauf. Vater Tomsen nahm seine Pfeife auf und folgte ihnen kopfschüttelnd.

In der Kriegsküche hatte man durch die Scheiben gesehen, wie das „Kriegsbeil" zwischen den Parteien begraben wurde, und man freute sich inmitten Dampfes und Eßtöpfen herzlich über die „Friedenswurst", die den Vermittler zwischen den beiden Frauen aus dem Volke, die ein braves, wenn auch unter Stacheln versteckstes Herz in der Brust trugen, da gespielt hatte.

Der Tee in Japan.

Gut Tee zubereiten zu können, wird in Japan als eine Kunst geschätzt, und eine Person, die sich darauf versteht, erhält den ehrenden Beinamen Cha-jin, d. h. Teemann. Die vornehmste, aber ihrer Kostspieligkeit wegen nur selten verwendete Teesorte ist der Gyoku-ro-cha, der Tauperlentee. Sonst nimmt man allgemein grünen Blättertee. Anders als bei uns wird er nicht durch Aufgießen siedenden Wassers bereitet, sondern das gekochte Wasser wird erst sorgfältig in einem anderen Gefäß zu 80 Grad Celsius abgekühlt. Zu jedem Aufguß wird frischer Tee genommen, bereits gebrühte Blätter werden nicht wieder benutzt.

Tee nach japanischer Art ist klassgelb wie Rheinwein und sehr erfrischend und anregend. Man trinkt ihn ohne Milch und Zucker, doch raten die Japaner selbst dem Ausländer, die geringeren Sorten des chinesischen Tees, weil sie sehr herb sind, mit Milch und Zucker zu versetzen. Ein richtiger „Teemann" zieht zur Bereitung des Getränks ein besonderes Geschirr, Raku-yaki, eine Art Fayence, vor, weil sie die Eigenschaft hat, den Tee sehr lange warm zu halten und nach der Ansicht der Japaner bei der Berührung mit dem Munde eine besonders angenehme Empfindung zu erregen. Tee wird zu jeder Mahlzeit getrunken, und das nötige Gerät Cha-dogu steht in der Wohnstube jedes Hauses stets bereit, nämlich ein Becken mit glühenden Kohlen, ein Kessel zum Wasserkochen, ein Teebrett, eine Teedose, die Teebüchse und die Schalen.

— Unbewußte Grobheit. Dame: Was sagen Sie denn zu meinem neuen Bildnis, Herr Müller?

Herr Müller: Wunderhübsch, gnädiges Fräulein, tatsächlich wunderhübsch! — Sind Sie denn das wirklich?

Mode und Sparsamkeit.

Mode und Sparsamkeit — zwei Begriffe, die einander scheinbar ausschließen. Manche auf das Sparen angewiesene Frau klappt mit einem bedauernden Seufzer das Modejournal zu und denkt resigniert: „Das ist ja doch nichts für mich!" Trotzdem könnten fast alle jene, die ihr Toilettenbudget mit beschränkten Mitteln bestreiten müssen, ohne besondere Schwierigkeit hübscher, geschmackvoller und moderner gekleidet sein, als es häufig der Fall ist, besonders dort, wo die Sparsamkeit sozusagen systematisch und als Selbstzweck betrieben wird.

Da wird jedes abgetragene Kleidungsstück zerrennt und in seine Bestandteile zerlegt, die dann auf den neuen Sachen eine meist nicht sehr erfreuliche, Auferstehung erleben; aus zwei alten Blusen wird eine neue kombiniert, die ebenfalls nicht schön ist.

Diese Art der Sparsamkeit ist fast immer eine verfehlte, dagegen muß mit Bedauern konstatiert werden, daß auch jene praktischen Hausfrauen die stets das Gediegene und Teuerste wählen, damit es möglichst lange aushalte, häufig im Unrecht sind.

Ich will den Sturm der weiblichen Entrüstung, der sich hier gegen mich erheben wird, sofort entkräften, indem ich meine Gründe dafür anführe. Auch das kostbarste, schönste und unverwüstlichste Kleid verliert seinen Reiz, wenn es zu lange getragen wird, und man kann oft die Erfahrung machen, daß eine einfache, billige, aber frische und neue Bluse viel besser kleidet, als eine solche Toilette, die „zu schade" zum Fortgeben ist und die trotz aller Herrichtungen doch nie mehr einen eleganten Eindruck macht. In diese Kategorie gehören auch jene allzu Vorsichtigen, die es entsetzt abwehren, wenn die Schneiderin ihnen zu einer hochmodernen Fasson zuredet.

Hier liegt der Irrtum. Die Mode ist nämlich gar nicht so veränderlich, als man im allgemeinen glaubt. Sie bringt natürlich in jeder Saison immer wieder neue Details, aber die Grundform hat einen recht langen Weg, ehe sie sich völlig einführt und allmählich wieder abnützt.

Will man sparen und doch zugleich modisch gekleidet sein, so ist es gut, sich folgendes Prinzip vor Augen zu halten: Alle Dinge, die rasch dem Modewechsel unterliegen, sollte man womöglich nicht zu teuer anschaffen, z. B. bei den Hüten.

Auch in Blusen existieren so viele reizende und tatsächlich billige Modelle, daß man ohne leichtsinnig zu sein, deren für die verschiedensten Gelegenheiten besitzen kann. Die einzige Ausnahme, die dieses Prinzip einer wohlfeilen Zweckerfüllung verlangt, ist das schlichte Kostüm. Dieses muß immer tadellos sein, aus gutem Stoff und von guter Hand verfertigt.

Zum Schlusse, noch ein Kapitel, das ebenfalls das Sparen betrifft: es heißt Schonen und Verwerten. Ein Kleidungsstück, das in dem Schrank hängt, bewahrt seine Form und Frische weit länger, als eines, das man im Haus „herumschnuddelt". Die Schuhe werden auf Leisten gestellt, die Handschuhe gestreckt, die Hüte gebürstet.

Es wäre noch zu erwähnen, wie man es am vernünftigsten mit der Verwertung der Kleidungsstücke hält. Ich habe bereits eingangs bemerkt, wie selten das Zertrennen und Aufbewahren von Nutzen ist. Trotzdem haben noch immer viele Frauen eine gewisse Abneigung, sich von den verbrauchten Sachen zu trennen und sie billig zu verkaufen. Die kleine Summe, die man dafür erhält, deckt reichlich den Ausfall an Stofffleckten, Band- und Spitzenresten, den man beim Zertrennen gewinnt. Wer es nicht nötig hat, aber verwertet die abgetragenen Kleider am besten, indem er sie einer Sammelstelle für die Armen zuführt.

Ein Heiratsinserat.

In Schwabhofen war letzten Frühling der Storch ohne Weibchen eingetroffen und zeigt darum wenig Lust, das alte Nest auf dem Kirchdach wieder einzunehmen. Eine mitleidige Seele veröffentlicht deshalb folgendes Inserat im Schwabhofener Lokalblatt:

„Junger Mann in höherer Stellung, stattliche Figur guter Deutscher (schwarz, weiß rot!) sucht Lebensgefährtin. Sorgenfreies Auskommen und jährliche Ferienreise gesichert. Vermögen nicht notwendig. Offerten unter „Verlassen bin i" an die Exped. d. Bl."

— Anzüglich. Was, Erna, du bringst einen Liebesbriefsteller mit in die Schule? Den werde ich gleich mal an mich nehmen!

Ach Fräulein, Ihnen wird er wohl nichts mehr helfen!

Rarer Artikel. Herr (zum Hausierer, der in einem Wirtshaus seine Waren feilbietet): Haben Sie englisches Pflaster?

Hausierer: Nee, det brauchen de Engländer jetzt selba!

Unglück im Glück.

„Aber Sepp, schaust Du elend aus!"

„Ja weißt D', ich hab' vorige Woche im Glückshafen zwölf Flaschen Wein und eine Kiste Zigarren g'wonnen."

— Boshaft. — Junge Frau: Nun, was fehlt denn eigentlich meinem Mann?

Arzt: Eine gute Köchin!

— Immer Protz. — Protz (im Regen): Meine Gnädige, darf ich Ihnen einen meiner zehn Regenschirme anbieten?

— Dickfellig. Junge Frau: „Ein eigenes Heim, mit allem Komfort und allen Bequemlichkeiten ausgestattet, ist das Teuerste, was man sich denken kann!"

Junggeselle: „Ja, Madame, warum haben Sie sich denn so kostspielig eingerichtet?"

Vernichtendes Urteil.

„.... und du willst Musiker werden? Du kannst ja nicht einmal einen Violinschlüssel von einem Haustorschlüssel unterscheiden!"

— Der geplagte Ehemann im Kriege. Verheirateter Krieger: Kein Klavierspiel hier, keine keifende Alte, keine brüllenden Gören, so schön habe ich mir den Krieg nicht gedacht!

— Mißverstanden. Hauptmann: „Was sind Sie in Ihrem Zivil-Verhältnis?"

Rekrut: „Bräutigam, Herr Hauptmann."

— Verschnappt. — Fräulein: „Wie, Sie haben meinen Brief, den ich Ihnen schrieb, nicht erhalten?.... Wie soll das nur möglich sein? Es ist ja richtig, ich hatte kein anderes Kuvert zur Hand, da mußte ich von Papa ein Geschäftskuvert nehmen."

Lebemann: „O weh!.... Da kann ich mir's schon erklären, da marschierte er in den Ofen, ich hielt ihn für einen Mahnbrief!"

Der Renommist.

„Wenn ik bedenke! Vor fünfundzwanzig Jahren hätt ik meenen Doktor machen sollen, aber damals hatt ik keene Lust — — na, un jetzt nochmal anfangen!? — — Nee!"

— Die Kehrseite. — Besucher: „Du und Dein Bruder, Ihr seid Zwillinge, nicht wahr, mein Junge?"

Junge: „Ja, aber es ist nicht schön, Zwillinge zu sein."

Besucher: „Warum denn nicht?"

Junge: „Wenn Vater nicht herauskriegt, wer von uns etwas angestellt hat, dann haut er uns jedesmal beide durch."

— Der Herzbrecher. „In meiner früheren Garnison hat sich nach meinem Weggang ein Spezialist für Herzleiden niederlassen müssen!"

— Doppeltes Pech. — Ein Auge ist Ihrem Manne bei der Rauferei herausgeschlagen worden? — Schrecklich!

— Ja, und ausgerechnet das teure Glasaug'!